

«Das wäre sonst alles nur vermodert»

Christiane Kubrick, 75-jährige Witwe der 1999 verstorbenen Filmlegende Stanley Kubrick, über ihre Jugend nach dem Dritten Reich und die Arbeitsweise ihres Mannes.

Mit **Christiane Kubrick** sprach **Nina Scheu**

Sie stammen aus einer Theaterfamilie, Ihre beiden Eltern waren Opernsänger, Ihr Bruder wurde Filmproduzent, Sie selbst sind Tänzerin und Schauspielerin. Gab es da nie den Wunsch auszubrechen und «bürgerlich» zu werden?

Andersrum schon: Ich wollte immer Malerin werden. Aber als Frau konnte man nach dem Krieg mit so einem Berufswunsch nur verhungern. Mein Vater war hochbesorgt, dass ich in einer Porzellanfabrik als Tellermalerin enden könnte, das kam also gar nicht in Frage. Stattdessen hatte ich schon als Kind Ballettunterricht und spielte Theater. Ich träumte allerdings immer davon, beim Film so viel Geld zu verdienen, dass ich dann einmal heimlich Kunst studieren könnte.

Doch dann trafen Sie Stanley Kubrick?

Er traf mich: Er hatte eine Szene für «Paths of Glory» (1957) geschrieben, die dem Film ein lyrisches Ende geben sollte, und suchte dafür eine Schauspielerin. Ich war ihm in einer Fernsehsendung aufgefallen. Meine Agentin organisierte also ein Vorsprechen, und er hat mich engagiert. So war das. Später konnte man lesen, er habe die Szene extra für mich geschrieben. Das ist alles nicht wahr.

Und wann haben Sie sich verliebt?

Unmittelbar: Er kam etwa drei Monate, bevor er meine Szene drehen wollte, an ein Theaterfest nach München, um mich kennen zu lernen. Es war wirklich Liebe auf den ersten Blick. Als wir dann drehten, hatten wir schon beschlossen zu heiraten, und kurz darauf ging ich mit ihm nach Amerika.

Weshalb zogen Sie später dann nach England?

Damals versuchte man in Grossbritannien, die amerikanische Filmindustrie mit massiven Steuervergünstigungen auf die Insel zu locken. Als Stanley Anfang der sechziger Jahre «Lolita» drehen wollte, gingen wir deshalb nach England – und sind dort hängengeblieben.

Sie sind eine geborene Harlan. Ihr Onkel Veit drehte den Nazi-Propagandafilm «Jud Süß». Haben Sie Ihren Nachnamen als Last empfunden?

Es war katastrophal. Deshalb musste ich mich als Schauspielerin Susanne Christian nennen. Wir waren eine sehr grosse Familie und die Verbindung zu Veits Filmen



BILD MATTHIAS JURT

«Er hat es mich nie fühlen lassen, dass er der Wichtigere ist»: Christiane Kubrick über ihren Ehemann Stanley.

war für uns alle furchtbar. Wir Kinder waren besonders ratlos: Wenn man als Knirps jemanden lieb gewonnen hat, geht das nicht einfach wieder weg. Ich hab ihn bis ins Alter sehr geliebt, aber ich kann ihn nicht entschuldigen.

Aber vielleicht verstehen?

Der Film ist fürchterlich in seiner Vereinfachung des Ungerechten und so blöd, dass ich überhaupt nicht verstehen kann, wie man auf so etwas reinfallen konnte. Veit war ein hochtalentierter Schauspieler, sehr drollig, von ungeheurer Energie. Aber er verwechselte sein Talent mit Intelligenz. Er war der Hofnarr der Mächtigen und hat es tatsächlich nicht gemerkt. Deshalb wurde er freigesprochen, und das ist die einzige – kleine – Entschuldigung, die ich für ihn habe.

Wie war das denn in der Schule?

Da hat man schon zu spüren bekommen, wie man hiess. Andererseits war ich ja nicht die Einzige. Als Kind war ich in der Landverschickung gewesen und völlig «verbauert». Deshalb schickte man mich ins Internat nach Salem, wo man mir etwas Umgang beibringen sollte. Wir waren fürchterliche Kinder, verwahrlost, vom Krieg verroht. Der legendäre Schulleiter, Kurt Hahn, hat uns damals Demokratie beigebracht. Ich kann mich noch gut erinnern, dass ich zuerst dachte: Das wird

doch nie was. Ich hatte überhaupt kein Vertrauen mehr.

Als Ehefrau einer Legende muss man sein. Ego oft zurückstecken. Inwiefern waren Sie an Stanley Kubricks Arbeit beteiligt?

Er hatte seine Filme, ich meine Malerei. Er hat es mich nie fühlen lassen, dass er der Wichtigere ist – das haben wir beide gewusst. Man fragt mich oft, ob ich seine Muse gewesen sei. Aber ich müsste ja eine Mordsmuse gewesen sein, wenn so etwas daraus entstehen konnte.

War er zu Hause so pedantisch wie auf dem Filmset?

Er war nicht pedantisch, er war besessen. Von allem: Von seinen Geschichten, seinem Film, seinen Hunden und Katzen, seiner Frau und den Kindern. Ganz egal, was es war, er hat für alles sehr stark empfunden. Dieser riesige Radarschirm, den er hatte, verursachte auch Störungen: Es interessierte ihn alles, und alles lenkte ihn ab. Er hätte gerne mehr Filme gedreht. Manchmal hat er sich einfach zu spät entschlossen und sich dann fürchterlich darüber geärgert.

Wie hat er sich denn zum Arbeiten zurückgezogen?

Selbst wenn Multitasking noch kein Begriff war: Er hat das erfunden. Er arbeitete mit dem Telefon am Ohr, einem Kind auf

dem Schoss, der Hand auf dem Kopf seiner Katze und kochte dazu. Vor allem brauchte er nur vier Stunden Schlaf. Ich hab's mal ausgerechnet: Er hat eigentlich elf Jahre länger gelebt, weil er so wenig geschlafen hat. Er war ein ungeheuer ordentlicher Mensch, was seine Gedanken, Finanzen und Pläne anbetraf, aber er konnte nie seinen linken Schuh finden. Da war er eine entsetzliche Schlampe.

Dann war also nicht alles so ordentlich, wie es in der Ausstellung daherkommt?

Nichts war geordnet! Wenn ein Film zu Ende war, liess er alles einpacken und meinte, er würde die Sachen dann zu Hause aussortieren. Aber dieser grosse Aufräumtraum wurde nie Wirklichkeit. Wäre er je dazu gekommen, hätte es diese Ausstellung nie gegeben, weil er die Geduld verloren und alles weggeschmissen hätte. So aber stand ich nach seinem Tod vor einem Meer von Kisten und Schachteln und wusste nicht, wie ich je damit fertig werden sollte. Das wäre alles vermodert, wenn das Deutsche Filmmuseum nicht diese Ausstellung hätte machen wollen.

Ausstellung und Retrospektive: Stanley Kubrick – Inside the Mind of a Visionary Filmmaker, noch bis 2. September im Papiersaal, Sihlcity.

Ausstellungs-Besprechung Seite 55